

Abschied auf Raten

Abschied vom Parlament

Ein letzter Blick über das blaue Rund, nach links hinüber zu den Grünen. Mit vielen von ihnen habe ich gern gearbeitet. Weiter hinüber zur CDU/CSU-Fraktion. Mit Volker Kauder habe ich aus ihren Reihen einen Freund gewonnen. Vorn die Regierungsbank ist um diese Zeit so gut wie leer. Schließlich ein letzter stiller Gruß zum amtierenden Präsidenten.

Am 8. September 2009 um 17.05 Uhr habe ich den Plenarsaal des Deutschen Bundestages für immer verlassen. 29 Jahre persönlicher Parlamentsgeschichte liegen hinter mir. Wehmut? Ja, aber auch Erleichterung. Zehn Jahre war der Berliner Reichstag mein Arbeitsplatz. 19 Jahre habe ich davor in Bonn gearbeitet: im alten Plenarsaal der Gründerjahre, dann im Wasserwerk und später in dem schönen, lichten neuen Plenarsaal, der von der Geschichte schon zu Bauzeiten zum Provisorium verabschiedet war.

Hinter mir liegen fast drei Jahrzehnte spannender, bewegender, zermürender, manchmal auch enttäuschender Erfahrungen. Hinter mir liegen der Machtverlust 1982, die aufwühlenden Tage der deutschen Einheit, der strahlende Sieg Gerhard Schröders 1998. Hinter mir liegen Frustrationen der Opposition und das schöne Gefühl, in einer Regierungsfraktion Politik gestalten zu können. Hinter mir liegt die wunderbare Erfahrung, als Bundesminister der

Verteidigung ein Amt lieben gelernt zu haben, das ich zuvor rundweg abgelehnt hatte. Hinter mir liegen politische Freundschaften und Gegnerschaften. Zum Glück keine Feindschaften – wenn auch in einem Fall Verachtung. Eine erfüllte Zeit geht zu Ende, und als ich den Platz in der ersten Reihe des Plenums verlasse, habe ich das Gefühl, mit mir im Reinen zu sein. Ein Gruß noch an die Saaldiener, ein paar lockere Floskeln.

Vorbei soll es sein mit dem öffentlichen Menschen Peter Struck. Der politische Raufbold soll sich auf dem Weg aus dem Reichstag zurück in sein fast schon geräumtes Büro im Jakob-Kaiser-Haus unversehens zum Privatmann wandeln. Keine Interviews mehr, kein Einmischen, keine klugen oder weniger klugen Ratschläge mehr – das hatte ich mir für den Abschied vorgenommen. Kein Politrentner mit Sendungsbewusstsein; das muss Ausnahmepersönlichkeiten wie Helmut Schmidt oder Hans-Jochen Vogel vorbehalten bleiben. Von ihnen sollte man es sogar erwarten dürfen.

Ich habe mir geschworen, loszulassen, wohl wissend, dass die Droge Politik einen nicht ohne Weiteres loslässt. Vorgenommen habe ich mir allerdings auch, Bilanz zu ziehen, Erfahrungen weiterzugeben und damit vielleicht zu erklären, wie es zu guten, schlechten, unvorhersehbaren oder auch durchaus absehbaren Entwicklungen in der internationalen und nationalen Politik, in der deutschen Gesellschaft und in der sozialdemokratischen Partei kommen konnte.

Mir liegt daran, jetzt noch einmal nachzuzeichnen, dass die elfjährige sozialdemokratische Regierungsbeteiligung dem Land gutgetan hat. Mir liegt daran, weil ich gerade in der eigenen Partei einen fatalen Hang sehe, das Erreichte schlechtzureden und auf Distanz zu gehen. Ich habe noch in allzu guter – oder besser schlechter – Erinnerung, wie

wir uns in den Achtzigerjahren in der Opposition von den Leistungen der sozialliberalen Regierungszeit, insbesondere von den Leistungen Helmut Schmidts, distanziert haben und eigentlich erst in den Neunzigerjahren zu einer fairen Bewertung der ersten sozialdemokratischen Regierungsphase gefunden haben, die uns den Stolz auf jene Jahre von 1966 bis 1982 zurückgab. Dieser Fehler darf sich nicht wiederholen.

Mein Buch ist ein fairer, aber ungeschöner Rückblick, subjektiv und durchaus emotional. Da ich in meiner aktiven Zeit ein Freund der klaren Aussprache war, wäre es kaum verständlich, wenn ich ausgerechnet jetzt ein diplomatisches Brevier unter die Leute brächte. Es wäre ein Witz, wenn ich solche Diplomatie ausgerechnet bei der Bewertung der aktuellen politischen Entwicklung an den Tag legen würde. Die von FDP-Chef Guido Westerwelle nach dem schwarz-gelben Wahlsieg ausgerufene »geistige-politisch-Wende« schreit geradezu danach, klar zu benennen, wohin sich die Republik seit dem Wahltag 2009 gewendet hat.

Nicht zuletzt möchte ich mit diesem Buch Mut machen zu Politik, zu mutiger Politik! Nirgendwo, weder auf kommunaler noch auf bundespolitischer noch auf internationaler Ebene, findet Politik als Laborversuch statt. Jede Entscheidung wirkt sich unmittelbar auf das Leben der Menschen aus. Dieses Wissen darf aber nicht zu Angst vor Entscheidungen führen. Wer bremst, so habe ich als passionierter Motorradfahrer gelernt, hat Angst. Und Angst ist immer ein falscher Ratgeber. Politik braucht mutige Entscheidungen – keine rasanten Parforceritte, aber den Willen, sein Mäntelchen nicht in den Wind zu hängen. Politik muss aufrecht stehen, auch in rauen Zeiten, auch gegen den vermeintlichen Zeitgeist und manchmal auch gegen unsinnige Parteitagsbeschlüsse.

Schließlich soll dieses Buch zeigen, dass Politikmachen auch Freude bereiten darf. Wer diesen Beruf nur verdrossen erträgt, strahlt auch Verdrossenheit an der Politik aus und verstärkt dieses Phänomen in der Gesellschaft. Mir hat die Arbeit als Volksvertreter gefallen. Wenn diese Aufzeichnungen das vermitteln, hat sich das Schreiben gelohnt.

Die Fraktion war in den letzten Jahrzehnten zu einem Zuhause für mich geworden. Vermutlich kannte ich sie besser und intensiver als jeder andere. Besonders durch meine acht Jahre als Parlamentarischer Geschäftsführer zwischen 1990 und 1998 habe ich gelernt, wie eine Fraktion tickt. Man ist nicht nur Manager der Fraktion, sondern gleichermaßen Kummerkasten wie Antreiber – ein Job, der einem ebenso viel Respekt einbringt wie Ärger. Fast zwei Jahrzehnte stand ich in vorderster Front der Fraktion. Davon loszulassen fiel schwer. Alles andere wäre gelogen.

Trotzdem war es nicht so, als hätte ich nicht schon lange zuvor daran gedacht, aus der ersten Reihe zurückzutreten. Vor allem ein Anlass im Jahr 2005 wäre geeignet gewesen, um guten Gewissens anderen das Feld zu überlassen.

Gefühlter Abschied

Der Tag hätte ein ebenso turbulenter wie schöner Abschluss meiner politischen Karriere sein können. Der 10. Oktober 2005 war am Rhein ein sonniger Herbsttag. Mit einer Kommandeurtagung in Bonn wollte ich als Verteidigungsminister den Feierlichkeiten zum 50. Geburtstag der Bundeswehr noch eine besondere Prägung geben.

Aber ausgerechnet an diesem Morgen war die Stimmung schwierig für mich. Schon zu Beginn der Koalitionsgesprä-

che mit der Union nach der Bundestagswahl im September waren die Besetzungen der Ressorts vereinbart worden. Mir war von Anfang an klar, dass die SPD bei einer Kanzlerschaft der CDU das Außenministerium besetzen musste und zwangsläufig das Verteidigungsministerium der CDU zufallen würde. Im Verteidigungsministerium aber gab es trotz dieser Lage immer noch die unpolitische Hoffnung, dass die Politik so vernünftig sein würde, einen in der Truppe beliebten Verteidigungsminister im Amt zu belassen.

Am frühen Morgen erfuhr ich über die Nachrichtenagenturen, dass das Ressort endgültig an die CDU gegangen war. Was sollten nun die Generäle auf der Tagung mit einem Minister anfangen, der eigentlich nicht mehr der ihre war? Was sollte ich ihnen sagen, wissend, dass es längst die Gerüchte um meinen Nachfolger waren, die sie mehr bewegten als alles, was ich über die Transformation der Bundeswehr zu sagen hätte. Entschieden skeptisch und sehr emotional ging ich ans Rednerpult, um noch einmal für die Neuausrichtung einer Armee im Einsatz zu werben.

Und dann passierte etwas in der Geschichte der Bundeswehr ganz Seltenes: Am Ende der Rede standen die Offiziere spontan auf und spendeten mir Beifall. Eine Woge der Sympathie kam mir entgegen, die mich bewegte, fast umwarf. Als der Militärbischof schließlich zu mir kam, mir für meine Arbeit dankte und mir mit den Worten »Gott schütze Sie« den Segen gab, fiel es mir schwer, meinen Tränen der Rührung nicht freien Lauf zu lassen.

Dieser feierliche Grundton übertrug sich auf die anschließende Pressekonferenz. Die Frage, ob die Bundeswehr sich auf einen neuen Oberbefehlshaber freue, beantwortete der nie um Schlagfertigkeit verlegene Generalinspekteur Wolfgang Schneiderhan: »Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne.« Da ahnte ich, dass ich mich von allen

Sentimentalitäten befreien und die weihevollte Stimmung beenden musste. »Was erwarten Sie von Ihrem Nachfolger?«, fragte mich ein Journalist, und ich wusste, dass er keine leere Grußadresse von mir hören wollte. »Er muss so gut sein wie ich«, antwortete ich knapp und eine Spur zu überheblich. Bei aller Ironie war ich noch ganz benommen von den Standing Ovationen der Generäle, die eigentlich ein schöner Schlusspunkt meiner Karriere gewesen wären. Ich war in diesem Moment darauf eingestellt, ins Glied zurückzutreten.

Ungewollter Abschied

Dass mir die Bundeswehr einmal ans Herz wachsen würde, hatte ich mir nicht träumen lassen, als mich Gerhard Schröder am 17. Juli 2002 drängte, das Amt zu übernehmen.

Eine etwas wirre Geschichte des *Stern* über angebliche Verwicklungen Rudolf Scharpings, zusammen mit dem Medienunternehmer Moritz Hunzinger, in sündhaft teure Klamotten- und Aktienkäufe hatte bei Schröder den Guldtsfaden endgültig reißen lassen. Die Fakten und Unterlagen der Nachrichtenhändler schwirrten offenbar seit geraumer Zeit durch die Zeitungshäuser und waren von anderen Magazinen als unseriös oder zu teuer abgelehnt worden. *Stern*-Autor Andreas Hoidn-Borchers schaffte es aber, das Puzzle in eine solche Form zu bringen, dass es dem Kanzler bedrohlich erschien. Seit Monaten war der damalige Verteidigungsminister ins Gerede gekommen. Jetzt, im beginnenden Wahlkampf gegen den CSU-Vorsitzenden Edmund Stoiber, wollte sich der Kanzler des Problems entledigen.

Kaum war ich von meiner Umgebung über die Vorabmeldungen vorgewarnt, meldete sich das Kanzleramt. Schröder bat mich darum, meinen Urlaub zu unterbrechen und mich am nächsten Abend in seiner Hannoveraner Wohnung einzufinden. Als wir, also Kanzleramtschef Frank-Walter Steinmeier, SPD-Generalsekretär Franz Müntefering und ich als Fraktionsvorsitzender, uns dort mit dem Kanzler trafen, war klar, dass Scharpings Schicksal als Minister besiegelt war.

Dieser selbst sah das übrigens ganz anders. Die Gesprächseinladung des Kanzlers hatte er ausgeschlagen mit dem Hinweis, er sei auf Sommerreise bei der Bundeswehr, unabhkömmlich bei den Soldaten. Dort erfuhr er dann, dass er auf Dauer offensichtlich doch abkömmlich war.

Meine Frau Brigitte hatte vor dem Termin eine böse Ahnung. Sie bat mich, keinesfalls als Verteidigungsminister zurück nach Uelzen zu kommen. Die Sorge schien mir unbegründet, denn der Nachfolger stand für mich fest: Außer dem ebenso renommierten wie eigensinnigen Außenpolitiker Hans-Ulrich Klose fiel mir kein anderer ein.

Auch Schröder hätte sich mit dem ehemaligen Hamburger Bürgermeister anfreunden können. Die beiden anderen Gesprächspartner dagegen nicht. Was die wollten, wurde mir nach längerem Hin und Her schlagartig klar. Müntefering und Steinmeier, kräftig unterstützt von Kanzler-Gattin Doris Köpf, sahen zu meiner Bestürzung nur mich als geeigneten Verteidigungsminister. Schröder hielt sich staatsmännisch zurück und erwähnte nur, dass man im Wahlkampf einen ernst zu nehmenden Minister brauche. Müntefering grummelte über Klose. Schließlich nahm mich Steinmeier zur Seite, und mir war klar, was er wollte. »Peter, du musst das jetzt machen!« Als auch das noch nicht fruchtete, malte mir Doris Schröder-Köpf zwischen Schnittchen und Politik aus, welche Verdienste

ich mir für den rot-grünen Wahlkampf erwerben würde. Das saß.

Nach mehreren Telefongesprächen mit meiner Frau willigte ich schließlich ein. Als Parteisoldat machte ich mich auf zu den Soldaten. Damals war ich der festen Überzeugung, den geliebten Fraktionsvorsitz nur für die Monate des Wahlkampfes abgeben zu müssen und im Falle eines Wahlsiegs sofort wieder dorthin zurückkehren zu können. Ob das die anderen, vor allem auch mein Nachfolger Franz Müntefering, trotz aller gegenteiligen Behauptungen auch so gesehen haben, weiß ich nicht.

Ich fand mich mit meinem Schicksal ab und grübelte eine Nacht lang, wem ich nun die Führung der Fraktion überlassen sollte. Als ich frühmorgens meinen Stellvertreter Ludwig Stiegler anrief, ihn über die Ereignisse des Abends ins Bild setzte und ihm ankündigte, ich würde ihn noch heute als meinen Nachfolger vorschlagen, stöhnte er kurz auf und rief mir durchs Telefon zu: »Jetzt leg i mi nieder.« Ich war mir meiner Wahl sicher. Ich wusste zwar, dass Stiegler ein liebenswürdiger Chaot war, aber er hatte sich in den vergangenen vier Jahren große Verdienste um die Regierungsfähigkeit der Fraktion erworben. Außerdem war er rhetorisch derb und um keine Pointe bang. Genau der Richtige, um in Bayern Stoibers Wahlchancen nicht ins Unendliche wachsen zu lassen.

Als ich die Entscheidung am nächsten Morgen auf einer Sondersitzung des Geschäftsführenden Fraktionsvorstands bekanntgab, herrschte betretenes Schweigen. Wobei ich nicht wusste, ob dies die Trauer über die zu Ende gehende Zusammenarbeit signalisierte oder die Sorge, ich könnte mich wie so viele vor mir auf dem Schleudersitz des Verteidigungsministers zermürben. »Peter«, nahm mich eine Kollegin ganz mitfühlend in den Arm, »du machst das schon. Und wir tun ohne dich unser Bestes.«

Am 19. Juli 2002 erhielt ich von Bundespräsident Johannes Rau meine Ernennungsurkunde. Die erste Unterlage, die ich mir aus dem Ministerium besorgte, war eine Broschüre über die Dienstgrade und Schulterklappen der Soldaten; davon hatte ich nicht viel Ahnung – ich war ja selbst nie Soldat gewesen.

Einen Tag später hatte ich meinen ersten Arbeitstag im Bendlerblock: 20. Juli, Gedenktag für das gescheiterte Hitlerattentat, öffentliches Gelöbnis auf dem Paradeplatz des Ministeriums, Abschreiten der Front mit Bundeskanzler Schröder. Ein emotionaler Einstieg, der mich zum ersten Mal ahnen ließ, dass dieses Amt mir eine ganz besondere Verantwortung auferlegen würde.